

Kinder der Seele [Fortsetzung]

Autor(en): **Goeringer, Irma**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574481>

Nutzungsbedingungen

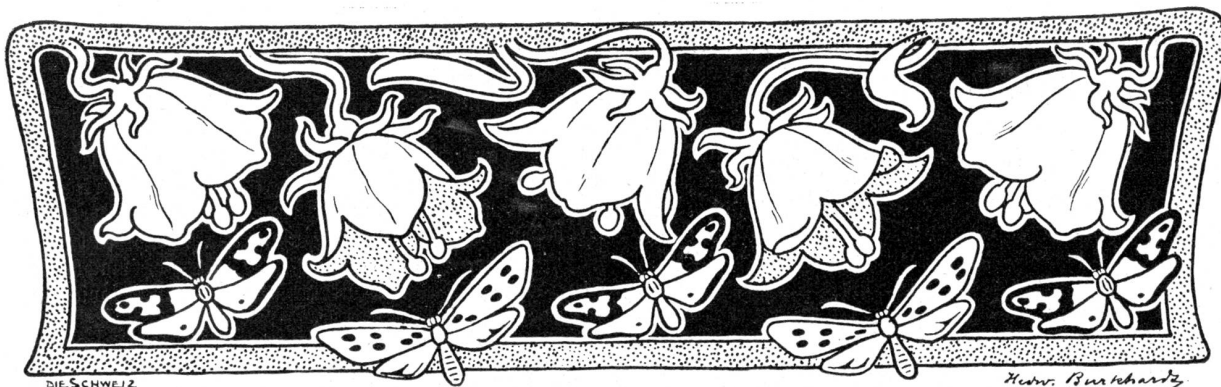
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE SCHWEIZ
1920/8.

Herr. Burchardt

✻ Kinder der Seele ✻

Roman von Irma Goeringer, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Hilbe tat, was sie in ihrem gegenwartsreudigen Leben nur selten versucht war zu tun, sie blickte in die Vergangenheit, prüfte die Wünsche und Hoffnungen ferner Jahre. Der Geburtstag ihres Knaben war der äußere Anlaß. Sie dachte an die stolzen Erwartungen, die von dem Kinde erfüllt werden sollten, und sie maß an dem, was ihr bis jetzt zuteil geworden, das künftig Erreichbare ab. Sie konnte zufrieden sein. Gerhard war ein gesunder, braver Junge, in dem die guten Instinkte vorherrschten. Sein Herz öffnete sich willig der Güte und dem Erbarmen, sein Gerechtigkeitsgefühl entwickelte sich immer lebhafter. In der Schule liebten ihn Lehrer und Kameraden, seine Zeugnisse sprachen von Fleiß und Ausdauer, er hatte keinen Feind.

War es nicht Vermessenheit, mehr zu verlangen? Und doch, und doch? Hilbe dachte an Herbert Giese und an Lona, seine kleine Schwester. Mit Staunen lauschte selbst sie, die musikalisch anspruchsvolle, reife Frau, dem Spiel des Zwölfjährigen, blickte sie, die sich von der stillen Ruhe des Kindergesichtes nicht täuschen ließ, in die sehnsuchtsbungen, stummfragenden Augen des zarten Knaben. Und Lona? Welch seltsames Geschöpf! Wild wie der tollste Junge, geschmeidig wie eine Katze, klug und selbständig über ihr Alter hinaus, aufbrausend heftig, wenn man sie schroff behandelte, eigensinnig bis zur Unbändigkeit ihrer Mutter gegenüber, voll dankbar begeisteter Zärtlichkeit für Hilbe. Wie oft hatte ein liebevolles Wort von ihr den kleinen Trozkopf gebrochen, den alle Strafen und Scheltreden der Mutter nicht beugen konnten! Hilbe dachte an eine sehr bezeichnende Szene, die sie mit Lona vor zwei Jahren erlebt hatte.

Die Kleine war ungezogen gewesen und sollte die Mama um Verzeihung bitten. Natürlich tat sie's nicht. Einen Nachmittag und Abend hatte man verwendet, um Lona zu den paar Worten zu zwingen. Vergebens! Da erklärte Dr. Giese seinem dreijährigen Fräulein Tochter beim Gutenachtsagen: „Wenn du bis morgen früh die Mama nicht um Verzeihung gebeten hast, bist du unser Kind nicht mehr. Wir setzen dich aus, dann kannst du bei den Straßenvärtern dein Geld verdienen!“ Lona sah den Vater an mit großen, starrtrozigen Augen,

drehte ihre kleine Person kurz um und marschierte zur Tür hinaus. Am andern Morgen dasselbe Bild. Nun mußte ernst gemacht werden. Dr. Giese instruierte den Diener und das Kindermädchen, die so in der Straße postiert wurden, daß sie, ohne gesehen zu werden, Lona beobachten und ihr folgen konnten. Die Eltern hofften, daß das Gefühl der Verlassenheit und der Einsamkeit die Sünderin sehr rasch zur Buße treiben würde. So zog man Lona das älteste ausgewachsene Kleidchen an, setzte ihr einen zerdrückten Babyhut auf und gab ihr ein Bündel in die Hand, das nur ein zerrissenes Hemdchen und ein Paar schlechte Stiefel enthielt. Also ausgerüstet stand sie vor den Eltern, die, das Lachen mühsam verbeißen, nochmals ernstlich auf die Kleine einredeten. Es half nichts. Da faßte der Vater die „ungeratene Tochter“ an der Hand und stellte sie vor die Haustür. Von einem verborgenen Fenster aus sah die Mutter nach. Lona blieb einen Augenblick überlegend stehen; dann wandte sie sich entschlossen zur Seite und wackelte eifertig die Straße hinunter. An der nächsten Ecke bog sie in eine Seitenstraße, und zwei Minuten später läutete sie bei Dr. Rainer. Man brachte den sehr verwahrloht aussehenden Dreikäsehoch sofort zu Hilbe. Nun entspann sich ein eigenartliches Gespräch:

„Aber Lona, wie siehst du denn aus, wo kommst du her?“

„Papa und Mama haben mis austesetzt!“

„Soo? Warum denn?“

„Is soll Mama um Verzeihung bitten, und das fällt mir dar nis ein!“

„Ja, und was soll nun werden?“

„Is bleib danz einfach bei dir, Tante Hilbe.“

„Das geht nicht, Lona, ich hab' kein Bett für dich.“

„Dann schlaf is danz einfach bei Geri.“

„Ich hab' aber auch keinen Teller, keine Gabel, keinen Löffel für dich.“

„Dann eß ich danz einfach mit Geri aus einem Teller. Is eß zuerst; dann tann Geri essen.“ Es war alles „danz einfach“. Hilbe sah ein, daß ein Appell an die fast übergroße Empfindlichkeit des Kindes, das nicht einmal aus der Tasse seiner Mutter trinken wollte, in diesem Falle nichts nützte. So nahm sie den kleinen

Eigenfinn auf den Schoß und erzählte ihm, wie traurig die Mama sein würde, daß Lona kein Herz habe und gar keine guten Gedanken in dem bösen Köpfschen. Sie sprach davon, wie im Garten schöne Veilchen blühten, daß sie zusammen ein nettes Sträußchen pflücken wollten, daß Lona die Blümchen der Mutter bringen solle und dann alles wieder gut wäre. Die Kleine hörte aufmerksam zu, und allmählich lösten sich die starren Züge: „Is will's ja tun, Tante Hilde; aber is blaub nis, daß die Mama mis verzeiht. Wenn die Mama bös is, dauert's immer drei Tage. Und du muß mitdehn, Tante Hilde!“

„Nun, mein Herzchen, wir wollen's einmal versuchen!“

Die Veilchen wurden gepflückt, und zum Ueberfluß erhielt Lona noch eine schöne Blutorange, die Lieblingsfrucht Frau Selmas, die sie ebenfalls der Mama bringen sollte.

So kam Hilde mit der Ausgesetzten wieder im elterlichen Hause an. Sie öffnete die Wohnzimmertür und schob Lona hinein. Sie selbst wartete draußen. Das Kind ging stramm durch das Zimmer, bis zum Fensterplatz der Mutter. Das eine Häufchen streckte die Veilchen wie ein Friedenszeichen der Mama entgegen, das andere hielt die Blutorange auf den Rücken:

„Mama, is bitt' dis um Verzeihung.“

Erleichtert hob Frau Selma ihr Töchterchen auf den Schoß: „Jetzt ist alles wieder gut, mein böses Herzkind!“

Lona bog sich etwas zurück: „Bis du nu wirklich wieder dut?“

„Ja, ja, mein Liebling, gewiß!“

„Na, dann kommst du hier noch die Orange haben.“

In diesem Augenblick trat Hilde ein, um an der Versöhnung teilzunehmen. Lona saß strahlend auf dem Schoß ihrer Mutter. Hilde streichelte ihr Köpfschen.

„Siehst du, nun ist alles wunderschön gegangen, meine Wilde! Aber sag 'mal, warum hast du denn, als du hineingingst, die Orange auf den Rücken gehalten?“

„Ja, weiß du, liebe Tante, das is danz einfach. Wenn die Mama mir nis verzeihen hätt, hätt is die Orange selber bedessen!“

Wenn doch Lona ihr Kind wäre, wenn sie die Leitung dieses merkwürdigen Seelchens in Händen halten

dürfte! Frau Selma wurde niemals mit ihr fertig, sie strafte ohne Maß und verwöhnte dann wieder die hübsche Kleine, die auf der Straße aufstieß, wenn sie mit ihr ausging. Lona's früh entwickelten Sinn für alles Elegante und Geschmackvolle pflegte sie sorgfältig; aber auf die tausend Fragen dieses stets aufmerksamen Köpfschens wußte sie keine Antwort. Mit Herbert kam sie besser aus. Das verträumte Kind, das still und fleißig lernte, ordentlich und folgsam war, machte ihr keine Mühe. Zum Dank dafür ließ sie ihn soviel am Klavier sitzen als er wollte.

Aber das gefiel wieder Dr. Giese nicht. Sein Junge sollte ein Soldat werden, ein fester Krieger Seiner Majestät. Wäre Herbert ein rausluftiger Schlingel gewesen ohne Respekt vor anderer Leute Fensterscheiben und Obstbäume, Dr. Giese hätte es ihm lachend vergeben — sein sanft sinnendes Wesen verzieh er ihm nicht. Fast mit Neid zog er Gerhard Rainer an sich heran; das war ein Bengel nach seinem Herzen. Die beiden wurden gute Freunde.

Hilde sah's ungern. Wenn sich doch Frei um ihren Knaben kümmern wollte! Aber Frei hatte geheiratet. Vor vier Jahren brachte er von einer Sommerreise die junge Frau mit. Lena war Waise und bei Verwandten herumgestoßen, seit sie denken konnte. Dr. Freis Werbung bedeutete für sie das Glück. Sie dankte es ihm auf eine liebe Art; sie war immer heiter, immer zuversichtlich, ganz selbstlos. Als sie Hilde das erste Mal besucht hatte, kam sie nachdenklich heim. Den ganzen Tag grübelte sie, und am Abend fragte sie ihren Mann stockend, ein wenig traurig:

„Karl, nicht wahr, du hast Hilde Rainer geliebt? Bitte, sag's mir ehrlich, lüg' mich nicht an!“

Und Karl Frei log nicht. . . Er erzählte seiner Frau den Roman seines Herzens, seine Kämpfe und seinen Sieg. Dabei hielt er ihre Hand und sah ruhig in ihre lichten braunen Augen, die so ernsthaft und verständlich dreinschauten. Nach der Beichte war's eine Weile still im Zimmer; dann fragte Frau Lena zaghaft:

„Und glaubst du, Karl, glaubst du wirklich, daß ich dich trotzdem mit der Zeit glücklich machen kann?“

Frei blickte auf sein Weib, das sich vertrauend in seine Hände gelegt hatte, ihre Jugend, ihre Seele, ihr Herz, ihr ganzes Leben,

und das nichts weiter wollte als ihm geben, schrankenlos geben in Dank und Hingabe. Da erfaßte ihn Erbarmen und eine große Scham über sein egoistisches Mannestum. Er schloß die Arme fest um die junge Frau und sagte:

„Ich bin schon glücklich; denn ich hab' dich lieb.“

Von diesem Tage an war noch mehr Sonne in Lenas Lachen, und ihr Frohmüt blühte wie eine volle Rose, an der sich jeder freut.

Als das kleine Vottchen geboren wurde, erfuhr Hilde jenes Zwiesgespräch der Gatten. In der Erregung der Stunde



Rothenburg ob der Tauber. Blick vom Zimmer 34 des Hotels Eisenhut.

plauderte Lena es aus, und da fand Hilbe Worte der Liebe und der reinen Mißfreude, die eine haltbare Kette schlangen um die Herzen der drei Menschen.

Aber das Gefühl der Einsamkeit, das sich so oft auf Hilbes Empfinden legte, einer Einsamkeit, die auch Fritz nicht verschrecken konnte, dehnte seinen Schatten noch weiter, seit Dr. Freis Sinnen und Denken nicht mehr ihr zuerst gehörte. Im Alltag fühlte sie's weniger; aber in den Feierstunden — so jetzt an Geris Geburtstag — da kam es und legte seine kalte Hand auf ihr Herz. War sie denn nicht glücklich? Immer wieder fragte sie sich's. Was fehlte ihr? Und immer wieder antwortete sie sich: Nichts fehlt mir, nichts, oder wenigstens nichts, das man nennen könnte! Sie liebte Fritz, liebte und achtete ihn, war froh in seiner Gegenwart. Nie gab es ein böses Wort zwischen ihnen, auch in ihren Ansichten verstanden sie sich. Wenigstens in denen, die sie aussprachen. Und sie wußte, in Rainer blieb kein ungelöster Nest zurück. Er war durchaus zufrieden. Seine Praxis, sein Heim, sein Weib, sein Kind, das füllte ihn nicht nur aus, sondern erfüllte ihn ganz und gar. In ihm war keine Lücke, keine Sehnsucht. Keine Sehnsucht! Das war's. Hilbe drückte die Lippen zusammen, um den Seufzer zurückzupressen, der empordrängte. Wie undankbar sie war, wie schlecht! Was wollte sie denn noch? Ach, diese Sehnsucht, dieser stets gewaltsam niedergehaltene Schrei in ihrer Brust nach mehr — nach anderem! Nach was? Nach was?

Sie wußte es nicht. Nur daß sie hungerte, wußte sie — hungerte an dem überreich besetzten Tisch ihres Lebens. Nur daß sie dürstete, wußte sie, sie, der man den bis an den Rand gefüllten Becher der Erfüllung an die Lippen hielt!

Hungerte, dürstete — nach was?

„Geri,“ rief sie — sie zwang sich, daß sie's nicht schrie — „Geri, komm zu mir!“

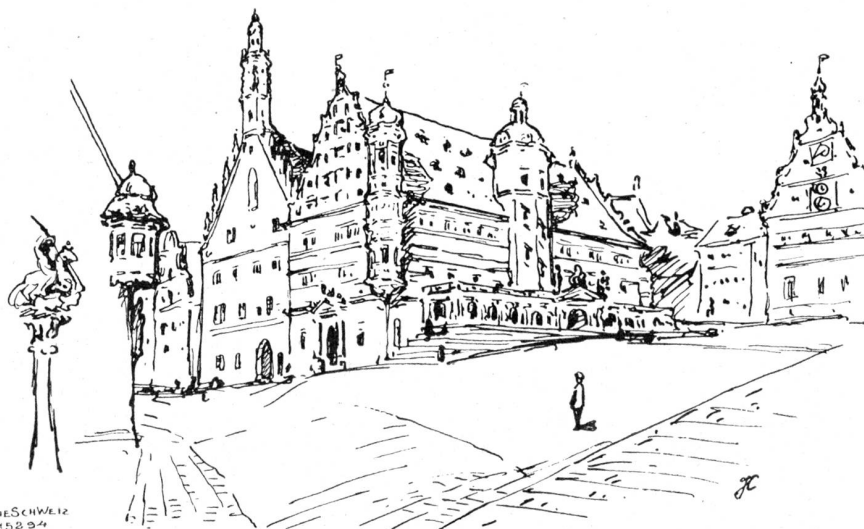
„Ja, Mama!“ Folgsam legte er die Soldaten aus der Hand und kam zu seiner Mutter, die seinen Kopf mit beiden Händen umklammerte und gierig den Blick in seine Augen senkte.

Zwei schöne ruhige Sterne sahen sie an, ein reiner dankbarer Kinderblick! So konnte Fritz aussehen, wenn ihm recht behaglich war.

Ihre Hände glitten herab, ihre Züge wurden matt.

„Willst du etwas, Mutting, soll ich dir etwas helfen? Du bist blaß, du mußt jetzt dein zweites Frühstück haben; ich werd's dir holen, ja, Mutting?“

Wie besorgt seine liebe Stimme klang — der gute Junge! Was konnte er dafür, daß seine Mutter unerfätlich war in ihren Wünschen! Freundlich streichelte sie seine runden Backen:



Rothenburg ob der Tauber. Rathaus.

„Ja, Bubi, hol' mir mein Ei; mir ist wirklich ganz schwach.“

Er lief geschäftig aus dem Zimmer. Vom Gang schallte seine Stimme plötzlich lauter und freudig; dann öffnete er nochmal rasch die Tür und schob einen größern Knaben herein.

„Denk, Mutti, Rudi ist schon jetzt gekommen. Gell, er darf ein bißchen bleiben? Wart' nur so lang, bis ich Mamas Frühstück hab', Rudi; dann zeig ich dir meine Sachen. Aber nicht vorher ansehen... Mutting, gell, paß auf!“

Hilbe Rainer lächelte und streckte dem etwas verlegenen Besuch die Hand entgegen. Rudi Werner hatte schon vierzehn Jahre und saß bereits in Unter-Sekunda. Geri, der Sextaner, war sehr stolz auf diese Freundschaft, mit der er bei seinen Kameraden gehörig renommierte.

„Nun,“ fragte Hilbe mit einem kameradschaftlichen Ton, „was bringst du mir, Rudi? Denn um Geri zu gratulieren, wäre wohl auch heute nachmittag Zeit genug gewesen... Du hast wohl etwas für mich ganz allein?“

„Ja, Tante Hilbe!“ Die ausdrucksvollen Züge des Knaben belebten sich — „Ja, Tante Hilbe! Ich bin fertig!“

„Mit dem Kömmerpos?“

„Ja, heute nacht war's fertig; ich konnte nicht warten. Tante, liebe Tante, wann darf ich's dir vorlesen?“

„Sofort, mein Junge... Geri bringt mir das Frühstück, und während ich esse, stehst du dir seine Geschenke an. Dann gehen wir beide in mein Zimmer; dort sind wir ungestört. Wie ich mich freue, mein lieber, lieber Rudi!“

Das Mädchen öffnete Gerhard die Türe. Sorgfältig trug er ein Tablett mit einem feingeschnittenen Schinkenbrötchen, einem weichen Ei und einem Glas Sherry. Behutsam stellte er alles auf ein Tischchen und führte dann strahlend seine Mama zu dem mit soviel Liebe geordneten Frühstück.

Mit einem heitern Lächeln aß Hilbe, und Geri zeigte voll Stolz seine Gaben. Plötzlich klatschte er in die Hände:

„Sieh mal, Rudi, nun hat Mutting wieder rote Backen! Hurrah!“

Mit ausgebreiteten Armen lief er auf Hilde zu und umarmte sie stürmisch: „Gell, Mutting, nun bist du nicht mehr traurig? Gell, du freust dich, daß das Ei so frisch ist und der Schinken kein bißchen salzig!“

„Ja, mein Herzensbub . . . Ich freue mich, daß du deine Mutter so lieb hast!“ Hilde küßte den Jungen herzlich und nickte Rudi dabei innig zu. „Nun spiel' hübsch, Geri; der Rudi geht mit mir, er hat mir was zu sagen.“

Noch einmal drückte sie ihren Sohn an sich; dann verließ sie mit Rudi das Zimmer. Ihr Herz war selig erfüllt von der Liebe ihres leiblichen Kindes; nun wollte ihr hungerner Geist die Freude empfangen, die das Kind ihrer Seele für sie bereit hielt.

Am Nachmittag kamen die Kinder. Herbert war etwas atemlos, da Lona, die man ihm anvertraut hatte, nicht viel von der Autorität des Bruders hielt und hundertmal Abenteuer bestehen wollte, bei denen sie Schaden nehmen konnte. Der blasse Junge sah mit zärtlichem Aerger auf die kleine Schwester, als er ihre Streiche erzählte. Lona spazierte unterdessen breitbeinig im Zimmer herum und freute sich sichtlich der Aufregung, die sie verursachte. Rudis Augen folgten ihr; dann sagte er sehr ruhig: „Berti, ich begreif' dich nicht. Warum zappeltst du dich so ab . . . Ich hätt' den Fratz

ganz einfach auf die Arme genommen, getragen wie ein Wickelkind, das noch nicht weiß, wie man sich auf der Straße benimmt!“

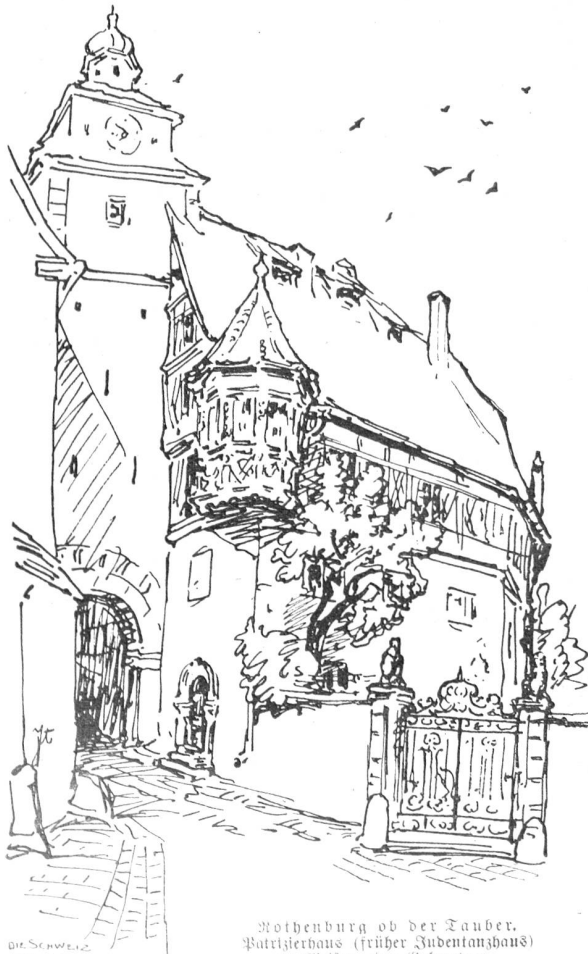
Im Nu stand Lona vor ihm. Durch ihre winzigen Zähnen fauchte sie ihn an: „Das hättst du dar nis bedonnt; is hätt bis halb tot bedragt!“ Als Antwort bückte sich Rudi blitzschnell, packte das tretende und um sich schlagende Bündelchen weißer Spitzen fest in die durchs Turnen gestählten Arme und sagte: „So frag' doch!“

Lona wurde dunkelrot im Gesicht, sie wehrte sich gewandt und biegsam; aber Rudi hielt ihr mit sicheren Bewegungen stand. Schließlich erlahmte sie und rührte sich nicht mehr. Da setzte sie Rudi auf den Boden. Ihre molligen Armchen trugen die Spuren seiner harten Griffe. Trotzig rieb sie daran; aber sie weinte nicht. Rudi beobachtete sie aufmerksam; er wußte, nun konnte man den Trotz in Weichheit umwandeln. Liebevoll kniete er neben Lona nieder: „Hab' ich dir wehgetan, Mause? Das tut mir leid; aber du bist selbst schuld. Sieh' dir mal den Berti an! Der hat dir doch nichts getan, und du hast ihn rumgeheßt, daß er noch ganz blaß ist! Jetzt hat der Berti wieder Stechen auf der Brust und Rückenschmerzen. Die tun weher als deine Armchen . . . Sieh nur mal an!“

Langsam schaute Lona auf. Sie sah den Bruder in einen Sessel lehnen, ein mühsames Lächeln auf dem weißen Gesicht. Das kannte sie; dann hatte Berti immer Weh. Sofort wurden ihre Augen dunkel von Tränen; sie stürzte auf Herbert zu, kletterte auf seinen Sessel und legte ihr rundes, tränennasses Gesichtchen an seine schmale Wange. Zitternd in reuiger Erregung versprach sie, nie mehr „böös“ zu sein, bat, schmeichelte und küßte den Bruder, an dem ihr trotziges Herzchen in heißer Liebe hing. Rudi ging leise aus dem Zimmer und suchte Hilde in der Eßstube, um ihr den Vorfall zu erzählen. Die reise Frau und der vierzehnjährige Knabe arbeiteten gemeinsam an der Erziehung Lonas, und der Erfolg gab ihnen Versuchen jedesmal recht.

Unterdessen blieb Gerhard mit gemischten Gefühlen bei den Geschwistern zurück. Er mochte es nicht, wenn man gar so heftig war in Freude oder Schmerz. „Die gemäßigte Zone“ hatte ihn Rudi getauft, und Dr. Rainer nahm diesen Spitznamen für seinen Sohn mit lachender Genugtuung auf. Nun mußte „die gemäßigte Zone“ zusehen, wie Herbert das unartige Schwesterchen auf den Knien hielt und es mit Zärtlichkeiten zu beruhigen versuchte. Aber Lona war so zerknirscht, daß ein Tränenstrom dem andern folgte und das Schluchzen und Be-teuern kein Ende nehmen wollte. Das wurde Geri zu viel. Mit einem raschen Griff hob er Lonas gesenktes Köpfschen empor und hielt ihr das Körbchen mit Händchen und Kätschen unter die Augen.

Da versiegten die Tränen fast augenblicklich. Als Rudi wieder das Zimmer betrat, fand er Herbert wohlher aussehend in eifrigem Gefecht mit Geri, der geschickt seine Fassung verteidigte. Lona saß auf dem Boden und drückte die jungen Tierchen in unparteiischer Liebe abwechselnd an ihre Brust. Kummer und Reue waren vergessen; nur eine sanfte Schmiegsamkeit blieb als angenehme Nachwirkung zurück und hielt den ganzen Nachmittag an.



Rothenburg ob der Tauber.
Patrizierhaus (früher Rudentanzhaus)
am Weissen oder Galgenturm.

Ueberhaupt ging es bei den Kindern sehr ordentlich zu. Die Erwachsenen, die im Nebenzimmer Tee tranken, wunderten sich über die gesittete Ruhe.

„Das ist Rudis Verdienst,“ erklärte Hilbe; „der hält die Gesellschaft im Zaum. Mir scheint, die Eigenschaft, die ihm das ermöglicht, hat er von seiner Mutter geerbt.“

Frau Mai Werner konnte nur mit einem Lächeln danken; ihr Mann antwortete für sie:

„Ja, ja, der Rudi hat seine guten Eigenschaften, unbestreitbar, und die werden wohl von meiner Frau stammen. Von mir hat er nichts geerbt — rein gar nichts! Jede exakte Forschung läßt ihn gleichgültig, während die Phantastereien der Dichter ihm gleich den Kopf verdrehen. Aber wenn ich mal dahinterkomme, daß der Junge selber Verse schmiedet — ich hab' da einen Verdacht — dann kann er sich in acht nehmen. Solche Faren duld' ich nicht. . . Der Bub wird ein Historiker oder ein Jurist, einen andern Beruf gib'ts nicht für meinen Sohn!“

„Da haben Sie recht, Werner!“ rief Dr. Giese, der ausnahmsweise einmal mit dem Gelehrten einverstanden war. „Der Vater hat den Beruf zu bestimmen; der kennt das Leben. Der Sohn muß parieren, ob's ihm paßt oder nicht. Mein Junge wird Soldat — das Klaviergebimmel hört auf — und wenn ich ihn in eine Kadettenschule stecken müßte!“

Die Frauen schwiegen. Hilbe dachte an Rudis Kömmerpos, an Herberts schmale Schultern und seine sehnsüchtigen Augen. Das Herz tat ihr weh dabei. Auch Dr. Rainer schwieg, bis ihn Giese anrief:

„Na, Rainer, und der Gerhard? Was soll der Gerhard werden?“

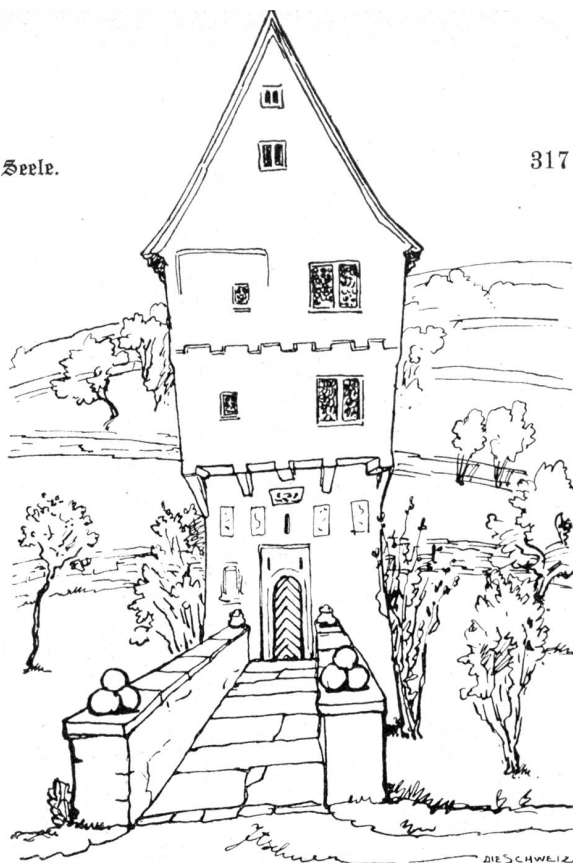
„Was er will. . . Ich zwing' mein Kind in keinen Beruf hinein. Ich hoffe ihn so zu erziehen, daß er, wenn die Frage an ihn herantritt, selbständig zu entscheiden vermag und daß dann sein Wille das für ihn Richtige erwählt.“

Hilbe trat neben ihren Mann und faßte seine Hand. Er sah zu ihr auf und las Dankbarkeit in ihren Augen. Das machte ihn so froh, daß er mit einem Scherzwort die Unterhaltung ablenkte, die einen gereizten Ton annehmen wollte.

Später verließ Hilbe das Zimmer, um nach den Kindern zu sehen. Dr. Frei begleitete sie, weil er seiner Frau entgegengehen wollte, die bald zurückkommen mußte, nachdem sie Klein-Lottchen selbst nach Hause gebracht hatte. Hilbe öffnete geräuschlos die Tür des Kinderzimmers, aus dem leise Musik klang; dann trat sie rasch zurück und winkte Frei, ihr zu folgen.

Am Klavier saß Herbert Giese mit leicht auf die Brust geneigtem Kopf, als lausche er einer innern Stimme. Seine magern Händchen meisterten die Tasten mit sanfter Sicherheit, und sein Spiel sprach so berebt von der großen Begabung des Knaben, daß Hilbe und Frei ergriffen lauschten.

„Und der soll Soldat werden!“ flüsterte Frei. Hilbe schüttelte traurig den Kopf und deutete dann lächelnd nach einer Fensterecke. Dort beugte sich Rudi mit hochroten Wangen über einen Band Schiller; er hockte dabei unbequem genug für seine langen Beine auf einem niedern Schemelchen. An seine Knie lehnte Lonas



Rothenburg ob der Tauber. Toppler Schloßchen.

Strubelköpfchen. Das Kind schlief fest, und mit ihm schliefen auf seinem Schoß das Hündchen und das Käzchen.

Gerl, das Geburtstagskind, stand bei seiner Festung und zog die verschiedenen Brücken auf. Die Mannschaft war bereits in ihre Schachteln schlafen gegangen. Keines der Kinder bemerkte die Lauschenden, die leise wieder zurücktraten. Hilbe begleitete Dr. Frei an die Entréetür. Dort gaben sie sich die Hand, und Frei meinte:

„Nun haben wir die Illustration gesehen zu den Theorien der Herren Eltern. Ich fürchte, da gibt es noch mal blutige Kämpfe.“

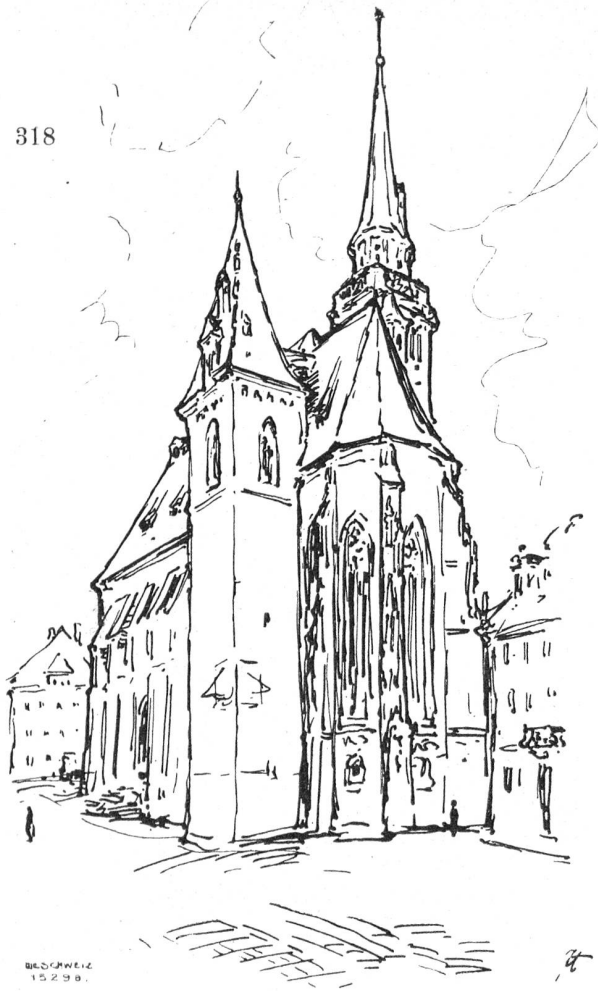
„Ja,“ sagte Hilbe. „Um Rudi ist mir nicht bang. Der Junge läßt sich nicht beirren, der haut sich durch so oder so. Aber Herbert, das zarte Kind. . . Wenn ich den schützen könnte!“

Frei sah nachdenklich vor sich hin; dann hob er den Kopf: „Was wollen Sie, Frau Hilbe! Unser Wille und unser Schutz für andere vermag so wenig. Jeder Mensch trägt sein Schicksal in sich, und das erfüllt sich, ob wir wollen oder nicht. Wir können gar nichts.“

„O doch!“ — In Hildes besorgten Zügen leuchtete die Zuversicht auf und erhellte sie — „Eines können wir: Liebe geben, Liebe pflanzen, Liebe hegen! Und das will ich tun bei meinem Kinde und bei den andern, deren Seele ich besser verstehe, wie ihre Eltern. Leben Sie wohl, Doktor; um Ihr Lottchen brauche ich mich nicht zu sorgen; die hat sich gute Erzieher ausgesucht!“

Und ruhigen Mutes ging Frau Hilbe zurück zu den Kindern, bei denen sie finden wollte, was ihrer unruhigen Sehnsucht Erfüllung gab.

* * *



Kirche in Aunsbach.

II.

„Wir können ihm nicht mehr helfen; sein Ende ist nah, jeder Tag kann den Tod bringen. Du, Hilbe, mußt es ertragen lernen, die Eltern müssen es ertragen lernen . . . Wir Aerzte sind machtlos, das weiß Giese so gut wie ich!“

Dr. Rainer hing, während er sprach, Hut und Mantel an den Kleiderhalter. Er mochte seine Frau nicht anschauen, die ihn am Fenster erwartet hatte und ihm selbst in banger Sorge die Türe öffnete. Er wußte, daß er den letzten Rest von Hoffnung in ihr auslöschen mußte, und er wollte die Qual in ihren Zügen nicht sehen, er ertrug es nicht.

Hilbe legte bei seinen Worten die Hände ineinander und preßte sie zusammen, als wolle sie das Leid erdrücken, das sich tückisch an sie heranschlich. Aber sie klagte nicht, nur ihre Stimme zitterte, als sie fragte:

„Wird er sehr leiden . . . zulezt?“

„Nein, er ist so schwach, daß er um sein Leben nicht kämpfen wird. Der Tod wird ihn ganz sanft in die Arme nehmen.“

„Und wie lange kann's im besten Fall doch dauern?“

Rainer zuckte die Achseln: „Das kann man nicht bestimmen. Wir müssen immer bereit sein. Geh' heute nachmittag zu ihm; er hat mich darum gebeten.“

Hilbe nickte schweigend und schritt ihrem Mann voran ins Wohnzimmer. Es wurde fast gar nichts gesprochen während des Essens. Jeder hing seinen Gedanken nach. In Rainer quälte sich wieder einmal der Arzt ab. Seine Hilfslosigkeit marterte ihn. Hilbe dachte nur an Herbert

Irma Goeringer: Kinder der Seele.

Giese, an diese edle, junge Seele, die scheiden sollte vom Leben, ehe sie gelebt hatte.

In Gerhard war neben herzlicher Teilnahme eine neugierige Scheu vor dem großen Unerbittlichen, der rücksichtslos unter seinen Augen das Werk der Zerstörung vollendete. Diese unheilvolle Macht legte den ersten Schatten auf das sonnigfrohe Dasein des Knaben, und der mutige Junge fürchtete sich vor ihr.

Anwillkürlich faltete er unter dem Tisch die Hände und sandte ein Gebet empor zu dem, an dessen Altar er vor kurzem Wochen das christliche Gelübde abgelegt hatte. In dem Unterricht, der der Konfirmation voranging, sprach der Pfarrer viel vom leiblichen Tod und dem ewigen Leben. Gerhard hörte andächtig zu; aber sehr tief empfand er die Worte des Geistlichen nicht. Erst jetzt begriff er den schweren Ernst des Sterbens und den sanften Trost eines gläubigen Herzens. Diese Stunde festigte in ihm den Glauben, zu dem er sich bekannt hatte; Zweifel und Auflehnung blieben ihm fern.

Hilbe sah den Wechsel in seinen Zügen, und sie erriet die Gedanken, die ihn hervorriefen. Da wurde sie der christlichen Lehre dankbar um des Kindes willen. Die Mutter freute sich über den Halt, den die einfache Seele des Sohnes in ihrer ersten Not gefunden.

* * *

Bald nach Tisch zog sich Hilbe zum Ausgehen an. Sie wußte, daß ihr noch schwere Stunden bevorstanden, und sie zwang sich deshalb zu gebuldiger Ruhe. Trotzdem fuhr sie auf, als plötzlich das Telephon anlautete. Aengstlich preßte sie die Hand aufs Herz und lauschte der Stimme ihres Mannes.

Sie hörte einen kurzen Ausruf und dann die Worte: „Wir kommen sofort!“

Da wußte sie, was geschehen war. Als Rainer in ihr Zimmer trat, warf sie sich schluchzend in seine Arme. Er hielt sie still umfassen und küßte ihren Scheitel. Dann sagte er:

„Es nützt nichts, mein Herz; wir müssen uns bezwingen und zu Giese gehen. Selma wird deiner bedürfen und Lona auch.“

Hilbe richtete sich auf. Sie faßte sich mit starkem Willen; denn sie mußte eine Stütze sein für die, die schwächer waren als sie.

Ehe sie fortging, suchte sie Gerhard, der an seinem Tisch saß und zerstreut zu arbeiten versuchte. Still legte sie die Hand auf seinen Kopf und sagte in gehaltenem Schmerz:

„Geri, mein Junge, dein armer Freund hat ausgelitten. Bewahre sein Bild in deinem Herzen, solange du lebst; er hat es verdient!“

Mit entsetzten Augen sah der Knabe zu ihr auf. Dann legte er den Kopf auf die Arme und weinte die leichtfließenden, ehrlichen Tränen eines guten Kindes. Hilbe schritt leise aus dem Zimmer. Gerhard war fünfzehn Jahre alt; er hatte das Recht, allein zu sein in einem großen Schmerz. Sie wußte, daß solche Stunden rascher reifen und fester formen als Jahre behaglich dahinfließender Beschaulichkeit.

* * *

Bei Giese wurden Rainer und Hilbe von jener lautlosen Geschäftigkeit empfangen, die das Leben als

sein Recht fordert, wenn der Tod einen Menschen besiegt hat. Dr. Giese trat ihnen zuerst entgegen, und der breite, selbstzufriedene Mann erschien merkwürdig verkleinert. Als Hilde ihm die Hand reichte, brach er in Tränen aus.

„O Frau Rainer, Sie sind glücklich, Sie haben Verti nie wehgetan, Sie haben ihn immer richtig verstanden! Ich hab' ihn gequält mit meiner dummen Militär-idee, mit den Plänen meines Schädels. Ich hab' ihm seine einzige Freude, seine Musik, vergällt durch mein Verbot und meine Strafen. Und nun ist er tot; nun kann ich's ihm nicht mehr sagen, wie lieb ich ihn hatte, wie er mein Alles war! Solang er lebte, hab' ich's ihm nie gezeigt, und nun ist's zu spät, nun ist er tot!“

Die Keue, die sich an manchem Totenbett erhebt und ihre scharfen Krallen in Herz und Gewissen der Lebenden schlägt, stand auch neben Giese und peinigte ihn.

Hilde warf ihrem Mann einen bittenden Blick zu und ließ die beiden allein. Sie dachte, daß es Rainer am besten gelingen werde, seinen Freund zu beruhigen.

Mit zagenden Schritten ging sie ins Sterbezimmer. Geräuschlos öffnete sie die Türe. Die Fenster der großen Stube standen weit offen. Die Frühjahrs-sonne sandte ihre matten warmen Strahlen bis an das Bett, das auf beiden Seiten von der Wand abgerückt mitten im Raume stand. Am Kopfende des Lagers lehnte Rudolf Werner und hielt die Totenwache bei dem Freunde. Als Hilde sich näherte, legte er den Finger auf die Lippen und deutete nach dem Nebenzimmer:

„Frau Giese hat sich soeben etwas hingelegt. Sie ist drei Nächte nicht ins Bett gekommen. Vorhin wurde sie ohnmächtig; da habe ich sie in ihr Bett getragen, und nun ist die Krankenschwester bei ihr. Sie darf nicht wissen, daß du hier bist, Tante Hilde; sonst kommt sie und regt sich von neuem auf!“ Während er sprach, blieb Hilde an der Tür stehen; dann hob sie mühsam die Füße und suchte, die Augen starr aufgerissen, das Antlitz des Toten. Ein wahnsinniger Schmerz preßte ihr Herz zusammen und verdunkelte ihren Blick.

Da schaute sie ein weißes, schönes Gesicht, dessen groß-edle Linien ihr fremd schienen, von dem ein Frieden ausging, so gewaltig, so erhaben, daß das Grauen in

ihr schwieg und eine milde Fassung den Krampf in ihrer Brust löste.

„Er schläft,“ sagte Rudolf einfach und überzeugt. „Wo auch seine Seele erwachen wird, das Leben, zu dem sie einging, muß schöner sein als jenes, das sie verließ; denn sie löste sich ohne Kampf.“

„Wer war da bei ihm?“

„Ich allein; er hatte nach mir geschickt, er wollte auf eine Frage Antwort haben. Ich gab ihm die, nach der er sich heimlich sehnte, und mit einem Seufzer frohen Glaubens schloß er die Augen.“

Hilde schaute verwundert zu Rudolf auf. Eine leichte Röte färbte seine Stirn; aber sein Blick, der dem ihren standhielt, war frei und tapfer.

„Ich will dir davon sprechen, Tante Hilde, dir allein; denn Herbert liebte dich, und du hast ein Recht an unsern Gedanken. Du bist uns allen immer die

Nächste, Tante Hilde, näher als unsere Eltern, weil du nur an uns denkst in deinen Wünschen und nie an dich. . . . Du weißt, daß Herbert und ich in den letzten Jahren sehr gute Freunde waren, trotzdem ich zwei Jahre älter bin. Wir haben uns stets alles gesagt, Gedanken, Wünsche und Hoffnungen. Wir haben auch von den Frauen gesprochen, Tante Hilde, und von der Liebe zwischen Mann und Weib, dem unheimlich- heiligen Rätsel. Ich wußte mehr davon wie Herbert; aber ich mochte es ihm nicht sagen. Seine Gedanken darüber waren so schön, und was ich wußte, das war's eben nicht. Immerhin gab ich ihm das Versprechen, daß ich's ihm sagen würde, wenn ich das erste Mal Frauenliebe erfahren hatte. Er war ja schon vor einem Jahr, als ich die Matura bestand, so schwach, daß ich nicht mehr an sein Lebenkönnen glaubte. Das machte mir die Abreise ins erste Semester so schwer. . . . In Heidelberg hielt ich mich auch den ganzen Sommer für mich; ich mußte immer an Herbert denken, der mit seinen sechzehn

Jahren so viel reifer und besser war als die jungen Studenten, die mit mir auf den Bänken saßen. Aber dann diesen Winter, da ließen sie mir keine Ruhe; ich mußte mit einigen Burschen Bekanntschaft schließen. In ein Korps einzutreten, hatte Vater mir verboten; aber es gab auch so lustige Gesellschaft, und eines Abends. . . . Sie haben mich geneckt und gehänselt, ich hab' in den Kerger hineingetränkt, und da. . . . Ach, Tante Hilde, ich hab' einen großen Ekel kennen gelernt und einen Abscheu, nicht zu sagen! Als mir am Morgen Herberts Gedanken über die Liebe einfielen, da hab' ich gelacht und geweint in bitterer



Erker an einem neuen Nürnberger Haus.



Alt-Nürnberg.

Wut... Dann, als ich in den Osterferien heimkam, sah ich das geheime Forschen in Herberts Augen und sein Verlangen nach Gewißheit. Ich bin ihm stets ausgewichen. Aber heute kam ein Brief, ein Zettel von ihm: er fühle, daß es Nacht um ihn werde, und wenn ich Gewißheit hätte, sollte ich sie ihm auch geben. Nun, Tante Hilde, da bin ich hiehergegangen mit einem klaren Entschluß. Sein Blick hat mich begrüßt wie einen Erlöser; sprechen konnte er kaum mehr; aber alles an ihm war bebende Erwartung. Ich hab' seine Hand genommen, hab' ihm fest in die Augen gesehen und habe gesagt: „Du hast recht, Herbert, es ist alles so, wie du es dir geträumt hast. Die Liebe ist ein herrliches Geschenk des Himmels, und wer sie auskostet, der ist ein seliger Mensch!“ Ach, Tante Hilde, wenn du sein Gesicht gesehen hättest in diesem Augenblick! Wie in einem großen Glück hat er tief aufgeseszt; dann fiel sein Kopf zurück, und seine Seele entflog auf den Schwingen einer Lüge...“

Eine Weile war es sehr still im Zimmer. In Hilde kämpfte die Scham des Weibes mit einer ernsten Lebens-einsicht. Sinnend schaute sie auf den toten Knaben, dem der Freund einen reinen Traum erhalten hatte. Sie neigte sich und küßte zärtlich die kalten Lippen. Dann reichte sie Rudolf die Hände:

„Du hast recht gehandelt, Rudi! Ich würdige deine Tat. Deine Lüge war Barmherzigkeit.“

Aufatmend küßte er innig ihre Hand:

„Ich danke dir, Tante Hilde. Du hast mir sehr wohlgetan. Nun aber noch eine Bitte! Geh' mit mir zu Lona; das Kind ist ganz verstört, und keiner kümmert sich um sie. Nimm du sie an dein Herz und sprich das Wort, das auch in ihrem Geiste das Verworrene löst!“

„Ich will es versuchen,“ sagte Hilde. „Wir können unser Herzenskind nicht würdiger betrauern, als wenn wir den Schmerz seines Schwesterchens lindern.“

Sie verließen gemeinsam das Zimmer.

Nun lag der Tote wieder allein, und selbst die, die immer um ihn weinten, wandten sich von seinem friedlichen Schweigen nach den werbenden Klängen des Lebens.

* * *

Sie fanden Lona in einem Winkel in der Küche bei den jammernden Mägden. Der angstvoll fragende Blick ihrer großen Augen huschte aufgeregt von einem zum andern. Hilde rief sie an mit einem Laut, wie man ein scheues Tierchen lockt, und sofort sprang das Kind auf und legte die Arme mit einer hilflos bittenden Bewegung um ihren Nacken.

„Komm, mein Kleines, wir wollen sehen, wie es der Mama geht! Du mußt sie sehr lieb haben; die arme Mama hat ja jetzt nur noch dich allein! Willst du versuchen, ein verständiges kleines Mädchen zu sein, das

sich beherrschen lernt, um seinen Eltern ein wenig Trost zu geben?“

Lona nickte ernsthaft: „Ja, Tante Hilde, ich will gut sein.“

„So komm!“

Rudolf ging ihnen voraus, um bei der Pflegerin anzufragen, ob Frau Giese wach sei und ob man sie sprechen dürfe. Selma selbst rief ihn ins Zimmer und bat, daß Hilde mit Lona zu ihr kommen möchte.

Sie schien gefaßt und trug ihr Leid mit einer schlichten Hoheit, die Hilde tief bewegte. Lona setzte sich neben die Mutter auf das Bett und streichelte zärtlich ihre Hände. Nach einer Weile nahm Selma ihr Kind in die Arme und bettete sein Köpfchen an ihre Brust. Lona schmiegte sich innig an die Mutter und schloß müde die Augen. Die beiden Frauen sprachen leise miteinander, und sie verstanden sich so gut wie noch nie.

Später blieb Hilde eine Zeit lang allein mit Rudolf und Lona. Hilde fühlte, daß in dem Kinde noch etwas Unklares nach Erhellung rang, und sie forschte vorsichtig danach. Lona schaute mit einem grübelnden Blick, der sie Herbert ähnlich machte, zu ihr auf:

„Sag' mal, Tanti, wie ist das eigentlich? Berti ist tot, was wird denn aus Menschen, die tot sind? Mama sagt, Berti sei nun ein Engel, der für uns bei Gott betet. Aber das mag ich nicht! Engel sind langweilig; auf den Bildern sehen sie immer so dumm aus. Berti soll was anderes sein, etwas Großes, Schönes, oder dann, wenn das nicht sein kann... dann soll er lieber gar nichts sein. Nur nicht so'n dummer Engel! Tanti, sag' du mir, wie das ist! Was glaubst du?“

Hilde tauschte einen raschen Blick mit Rudolf, der sie erwartungsvoll ansah; dann begann sie in einer ruhig zuversichtlichen Weise:

„Ich glaube, daß dein lieber Bruder hier auf Erden eine dauernde Heimstätte hat. Uns allen gab er soviel durch sein reiches Herz und seine schönen Gaben; aber in ihm war eine unruhige Sehnsucht, und ich weiß nicht, ob die sich jemals in seinem Leben erfüllt hätte. Nun aber hat er Frieden gefunden, ehe Enttäuschungen ihn quälen konnten. Um ihn müssen wir nicht mehr sorgen; sein Los steht jetzt über unserem Wissen und über dem, was wir verstehen. Da dürfen wir nicht dran herumtasten. Wir wollen ihn lieb behalten und viel an ihn denken; dann lebt er mit uns, solange wir leben. Das ist das Einfachste und auch das Leichteste.“

Lona wandte die Augen nicht von Hildes Lippen. Als sie schwieg, fragte das Kind langsam: „Und das ist wahr?“

„Es ist die Wahrheit, die ich im Herzen trage.“

„Dann ist es die Wahrheit!“ rief Lona und sprang mit einem frohen Gesichtchen von Hildes Schoß.

(Fortsetzung folgt).

* Rosenlieder *

I.

Wildröslein brach ich gestern,
's war eben frisch erblüht;
Mit ihm ist auch mein Herze
In neuer Lieb' erglüht.

Wildröslein, blüh', o blühe!
Mag dich nicht welken sehn;
Ich fürcht', ich fürcht', es möchte
Der Liebe auch so gehn.

II.

Du hast mir jüngst zwei Rosen
Stumm in die Hand gedrückt
Und hast dabei so eigen,
So tief mich angeblickt.

Ich weiß nicht, wie's gekommen,
Daß ich seit jener Stund'
Nach dir mich glühend sehne...
Das Herze ist mir wund.

Mina Stünzi, Horgen.